



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

Nur ein Bettelknabe.

Auf der staubbedeckten Straße,
An dem knot'gen Wanderstab,
Barfuß, unbedeckt den Scheitel,
Wankt dahin der Bettelknab.

Fragst du, wo der Arme wohnet,
Was ihn kleide, was ihn lab':
Freier Himmel, Brot und Lumpen;
Damit reißt der Bettelknab.

Reiter zogen stolz vorüber,
Mutig donnert das Getrab,
Aber keiner schaut zur Seite,
Wo sich schleppt der Bettelknab.

Bittend naht er der Kalesche,
„Reicht mir eine kleine Gab!“ —
Doch der Kutscher schwungt die Peitsche —
„Fort mit dir du Bettelknab!“

Armes Kind, das ist dein Schicksal,
Bleibt vielleicht es bis zum Grab.
Ganz verachtet bist du immer,
Bist ja nur ein Bettelknab.

Doch im Grab ist's gleich am Ende,
Ob man nichts, ob alles hab',
Ob man hoch sei oder nieder,
König oder Bettelknab.

Ist der Missionär ein Bettler?

Ich gestehe, es fiel mir schon oft schwer, daß ich mich genötigt sah, immer wieder und wieder an den Opferstinn unserer Freunde und Wohltäter zu appellieren. Heute kommt von dieser Missionsstation ein Notruf, morgen von einer andern; ist das eine Bedürfnis befriedigt, so tauchen zehn und zwanzig neue auf, und so ist des Bettlers und Drängens in unsern Missionschriften kein Ende. Vielleicht habe ich da manchem Leser des Bergibz meiniicht so recht aus dem Herzen geschrieben, denn schon längst war er wohl dieser ewigen Bettelen herzlich satt.

Doch sahste, mein Freund: wie, zählt der Missionär wirklich zu der gewöhnlichen Sorte von Bettlern? Gestatte mir, daß ich da auf eine Rede hinweise, die im vorigen Jahre auf dem Katholikentag in Mainz der Hochw. Provinzial der Väter vom heiligen Geist, P. A. F. E. r. hielt. Er sagte da unter anderm: „Die Mission hat ein Recht auf Unterstützung. Die Missionäre kommen nicht als Bettler vor Sie, meine werten Anwesenden, nein, sie haben ein Recht auf Ihre Almosen. Sie kommen im Namen Gottes zu Ihnen und sammeln fromme Gaben zur Mehrung des Reiches Gottes auf Erden.“

Der rechtmäßige Besitzer der Welt wird wohl unser lieber Herrgott sein und bleiben. Wem gehört die gesamte Erde und alles, was darin ist? Wem gehören Ihre Kinder, wem das Vermögen, das Sie besitzen, wem alles ohne Ausnahme, was Sie sind und haben? Offenbar Gott, dem Allerhöchsten. Er ist der alleinige wahre und rechtmäßige Eigentümer, und wir sind nur seine Knechte und Verwalter.

Nun wünscht aber der Herr, daß sein Reich auf Erden sich mehrere; das lehrt er uns im Vater unser, diesem schönsten Missionsgebet, und so beten wir im apostolischen Glaubensbekenntnisse, wenn wir sagen: Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Was nützt es aber, wenn Gott zwar Schöpfer und Eigentümer der ganzen Welt ist, die Menschen aber dies in der Tat nicht anerkennen und ihre Hand verschließen, wenn der Missionär kommt und um eine Gabe bittet zur Mehrung des Reiches Gottes hienieden? Die Missionäre selbst haben Gott zuliebe die Heimat und alles, was ihnen hienieden lieb und teuer war, verlassen und nun rufen sie uns vom Heidenlande her zu und bitten uns im Namen Gottes, daß wir ihnen beistehen.

Deshalb, meine Herren, möchte ich Sie bitten, daß Sie überall, wo sie hinkommen, sagen: „Der liebe Gott

hat ein Recht auf unsere Mithilfe; nicht als Bettler soll er von uns in seinen Dienern und Stellvertretern behandelt werden. Er hat ein Recht auf unsere Kräfte, auf unser Vermögen, auf unsere Stellung, kurz, auf alles, was wir haben. Drum wollen wir auch alles in seinen Dienst stellen. Vergessen wir nicht, daß wir nur dann wahre Katholiken sind, wenn wir auch ein Opfer zu bringen wissen für die Interessen der katholischen Kirche, und dazu hören in erster Linie auch die Missionen, denn sie wirken direkt mit zur Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden. Gerade jetzt müssen wir uns mit einer wahren Begeisterung der katholischen Missionen annehmen, denn jetzt ist die kritische, die entscheidende Zeit. Jetzt wird es sich zeigen, ob die Welt christlich oder heidnisch bleibt wird, und namentlich in unseren Kolonien wird die Frage zur Entscheidung kommen, ob die dortigen Eingeborenen Katholiken, Protestanten oder Musamedaner werden sollen. Welcher Katholik wollte bei einer solch hochwichtigen Sache zurückbleiben und da ein Opfer scheuen? Fürwahr, je länger wir warten, desto mehr werden wir uns verspätet, und es wäre am jüngsten Tag doch eine Schande, wenn es da hieße: die Katholiken sind auch hier wieder zu spät gekommen!“

Die Ansänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Als der Kapuziner-Missionär P. Cavazzi nach Ganghella geschickt wurde, herrschte daselbst der Fürst Kassange Conquinguri, ein Thyrann, der an Wildheit und Grausamkeit seinesgleichen suchte. Er war im Jahre 1608 in einem zwei Tage reisen von Embatka entfernten Dorfe geboren, stammte aus der niedrigsten Hefe des Volkes und hatte in seiner Jugend die Schweine gehütet. Während eines Krieges zwischen seinem Fürsten, dem König von Dongo, und dem des Landes Ganghella geriet er in die Gefangenschaft und sollte bei der Siegesfeier geschlachtet und aufgezehrt werden. Wegen seiner außerordentlichen Größe und Körperkraft aber erregte er die Aufmerksamkeit des Schaggaefürsten, der ihn nicht nur begnadigte, sondern ihn auch zum Aufseher über alle seine Hirten machte.

In dieser Stellung erwarb er sich vollends die höchste Gunst des Königs und sein Ansehen beim ganzen Volke, das ihn wegen der Kühnheit und Kraft, mit der er die wildesten Tiere von den Herden zurückjagte, höchst bewunderte, stieg von Tag zu Tag mehr. Man sah in ihm nicht mehr den Fremdling, sondern das Vorbild

eines Schaggaers. Denn er zerriß Menschen und Tiere in Stücke und verschlang mit der Gier einer wilden Bestie die noch dampfenden Eingeweide.

Beim Ausbruch des nächsten Krieges verließ er seine Herden und zeichnete sich in mehreren Schlachten derart aus, daß er zum Galambolo oder Heerführer ernannt wurde. Diese Stellung gab ihm das Recht, in der Gegenwart des Fürsten auf einem Teppiche zu sitzen und als Richter die Streitigkeiten zu entscheiden. Auf welche Weise er des hohen Richteramtes waltete, mögen folgende zwei Beispiele zeigen:

Eines Tages führte man ihm fünf Leute vor, die verschiedene Verbrechen begangen haben sollten. Zu ihrem Unglück waren sie alle jung und wohlgenährt. Statt nun den Fall zu untersuchen, ließ er ihnen einfach den Kopf abschlagen, nahm dann den schwersten und fettesten Körper auf seine Schultern und trug ihn eigenhändig in

Königin wegen angeblicher Zauberei lebendig verbrennen und dann umarmte er den König, um ihm sein Mitleid zu bezeugen, so innig und liebevoll, daß er in seinen Armen erstickte. Dies geschah im Jahre 1655. Das ganze Heer rief ihn nun jubelnd zum Herrscher aus, und er bestieg den Thron unter dem Namen Kassange Conquinguri.

Um jene Zeit wollte der Statthalter Dom Louis Martinho de Sousa einige Portugiesen, die in die Hände dieses grausamen Volkes gefallen waren, gegen gefangene Schaggaer austauschen und übertrug dieses mißliche Geschäft einem gewissen Dom Antonio Rodrigues, dem er den Kapuziner-Missionär Antonio de Serravezza beigesetzte. Dieser sollte einerseits die Seelsorge der dort wohnenden portugiesischen Kaufleute übernehmen und andererseits den Versuch machen, in Ganghella das Christentum einzuführen. Man hoffte das



Schwesternhaus in Kevelaer.

seine Küche, wo er ihn sofort zum Mittagsmahl braten ließ. Da ihm aber die Zubereitung zu lange währte, fraß er wie ein hungriger Wolf einen guten Teil roh.

Nicht besser erging es seinem leiblichen Bruder, der als Dongone in die Hände der Schaggaer gefallen und ihm vorgeführt worden war. Die beiden Brüder hatten einander seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, und der Gefangene rechnete natürlich auf sichere Begnadigung, als er hörte, daß sein eigener Bruder der Richter sei. Doch kaum hatte er es gewagt, ihn um Gnade zu bitten, weil er sein leiblicher Bruder sei, als sich dieser grimmig von seinem Sitz erhob und ihm erbarmungslos das Messer in die Brust stieß. Dann bestrich er sich mit dessen noch warmen Blute den ganzen Leib, zeigte sich so dem Heere und röhnte sich seiner Schandtat.

Das wilde Volk aber hatte seit jenem Tag einen solchen Respekt vor ihm, daß er es ohne Bedenken wagen durfte, sogar den König aus dem Wege zu räumen und sich des Thrones zu bemächtigen. Das tat er auch. Zu-erst ließ er durch die Gangas oder Gözenpriester die

ruhig wagen zu können, denn Kassange, der Fürst, hatte selbst um christliche Missionäre gebeten. Tatsächlich hatte er es aber bloß deshalb getan, um den einträglichen Handel mit den Europäern zu fördern.

Nach einem mühsamen Marsche von 18 Tagen kam die Gesandtschaft im Lager der Schaggaer an, wo Kassange sie ehrenvoll empfing und den Austausch der Gefangenen gestattete. Den Missionär aber wies er mit der Bemerkung zurück, er wolle keinen fremden Kapuziner haben, sondern nur einen schwarzen Weltpriester, denn die Kapuziner gingen bloß darauf aus, in seinem Lande ein neues Gesetz und neue Gebräuche einzuführen. Nach langen Verhandlungen gestattete er endlich dem Kapuziner, sich im Lager aufzuhalten, doch nicht als Missionär der Eingeborenen, sondern nur als Seelsorger der portugiesischen Handelsleute.

Mehr als zwei Jahre hindurch versah P. Antonio dieses Amt. Anfangs ließ er sich durch seinen Bekehrlungseifer zu etwas unklugem Vorgehen hinreissen, das ihm viele Unannehmlichkeiten eintrug, später mäßigte

er sich und benahm sich flüger, sodaß er wiederholt Gelegenheit hatte, sich mit Kassange über die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens zu unterhalten. Zuletzt gelang es ihm sogar, den König zur Annahme des Christentums zu bewegen. Wohl zeigte sich Kassange ein paarmal unschlüssig, verschob auch seine Bekehrung von einem Tage zum andern, ließ sich aber schließlich am 9. Juni 1657 dennoch taufen und erhielt dabei den Namen Dom Pascal.

Trotz alledem fiel es ihm gar nicht ein, seinen früheren Gewohnheit zu entsagen, im Gegenteil, schon am Tage nach seiner Taufe war einer seiner ersten Beamten, der ebenfalls das Christentum angenommen hatte, Zeuge, wie der Fürst trotz einer reich befeckten Tafel Menschenfleisch verzehrte. Als ihn dieser verwundert ansah, äußerte der König mit Hohn: „Ich war nie ernstlich gesonnen, das Christentum anzunehmen; nur gewisser Vorteile wegen ließ ich mich taufen. Menschenfleisch werde ich nach wie vor essen; denn jedes andere erscheint mir unschmackhaft und unzuträglich, mögen die Weisen darüber sagen, was sie wollen. Auch der Missionär mag es ruhig erfahren, ich folge keinem anderen Willen, als dem meinen, und dabei bleibe ich.“

So sprach dieser grausame, charakterlose Mensch, und so handelte er. Auch als Christ bestrich er sich mit einer gewissen Salbe, die aus dem Fleische zerstampfter Kinder hergestellt war, um sich dadurch in abergläubischer Weise gegen jede Verlezung zu schützen, und so oft ein neues Lager bezogen wurde, mußte es durch die grausame Hinrichtung einer Menge Gefangenen eingeweicht werden.

Als P. Antonio all dies sah, gewann er die Überzeugung, daß an eine Bekämpfung dieses Fürsten und Volkes gar nicht zu denken sei; er bat daher den Missionärspräfekten um seine Abberufung und begab sich, als diese erfolgte, nach Embakka. (Forts. folgt.)

Ein Blick ins volle Kaffernleben.

Der Krieg.

(Fortsetzung.)

König Tschaka praktizierte jede Art von Betrug und Treulosigkeit, denn seine maßlose Ehrsucht und Grausamkeit kannte keine Grenzen, und er suchte alles seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er verprach z. B. einem Feinde Schonung, allein sobald er sich ergeben hatte, ließ er ihn kalten Blutes niedermazeln. Lichtenfels erzählt zwar, man habe es in alten Zeiten für entwürdigend angesehen, einen Feind in unrechtmäßiger Weise zu übervorteilen. War z. B. die Armee noch nicht kämpfbereit, so eröffnete der Gegner den Kampf nicht, sondern wartete, bis alle schön in Reih' und Ordnung standen. Man hielt es ferner für gemein, dem besiegten Feinde alles Vieh wegzunehmen, denn das hieß, ihn dem Hungertode überliefern. Weiber und Kinder wurden niemals getötet. So Lichtenstein; leider gibt er die Quelle nicht an, aus der er seinen Bericht geschöpft. Wir haben unter den heidnischen Kaffern solche Ritterlichkeit nie gefunden, im Gegenteil, ihnen gilt im Kampf jedes Mittel für erlaubt. Tschaka suchte seinen Gegner stets unverziehens zu überrumpeln und mordete Männer, Weiber und Kinder, wie es ihm beliebte. Ohne jeden Gewissenskropel beging er die gemeinsten Treulosigkeiten; Edelmuth und Menschenliebe waren ihm ganz unbekannte Begriffe.

In alter Zeit gewöhnten sich manche Kaffernstämme daran, von rohem Fleische zu leben. Oft ohne alle Kriegserklärung schlichen sie sich an den feindlichen Kraal heran und versteckten sich im hohen Gras. Mitten in der Nacht, sobald sie glaubten, daß sämtliche Injassen ruhig schliefen, drangen sie in die Kraulumzäunung ein. Drei bis vier stellten sich vor dem Eingange jeder Hütte auf, während ein paar andere an der Rückseite derselben Feuer anlegten. Krochen nun die erschreckten Bewohner auf Händen und Füßen aus dem Schlupfloch heraus, so wurden sie in dieser hilflosen Stellung einer nach dem andern erbarmungslos niedergestoßen. Offenbar eine Niedertracht und Grausamkeit ohnegleichen.

Der Kaffer steht voll Übergläuben. Soll die Armee in den Krieg ziehen, so muß sie von einem Injanga oder Kafferndoktor entsprechend vorbereitet, geschützt und geweckt werden. Die Zeremonien sind je nach den Stämmen verschieden, und schließlich „doktert“ da jeder Injanga auf seine Weise. Seine Autorität ist grenzenlos. Wollte sich einer herausnehmen, sich einer seiner Anordnungen, und wäre sie noch so hirnverbrannt, zu widersezen, es käme ihm wahrlich übel zu stehen. Nicht nur er selbst, sondern auch der ganze Kraal des Frevels würde „ausgerochen“ und verbrannt, die ganze Verbündtschaft bis ins dritte und vierte Glied umgebracht.

Der Kafferndoktor beginnt also sein Werk. Zunächst wird der ganzen Armee ein Purgier- und Brechmittel verabreicht. Das schafft alle Unreinigkeit aus dem Leib und öffnet den kommenden Operationen des Doktors die Pahn. Gelingt es, eines dem Feinde gehörenden Gegenstandes habhaft zu werden, so gratuliert sich die ganze Armee, denn der Doktor hat nun leichte Arbeit und kann den Gegner ganz und gar verzaubern und unschädlich machen. Besonders erwünscht wäre ein Stück aus der Wolldecke des feindlichen Häuptlings, ein Rest abgeschnittener Haare oder Fingernägel, kurz, irgendetwas, was mit seinem Leib in Berührung gewesen. Denn mit solchen Dingen kann man „arbeiten“ und den Gegner zum voraus in Grund und Boden hinein vernichten.

Der Doktor locht ferner Salben zusammen, die unsichtbar und unverwundbar machen. Zu diesem Zweck zündet er ein Feuerchen an, wirft geheimnisvolle Wurzeln und Kräuter hinein und läßt sodann Mann für Mann durch den Rauch des Feuers hindurchgehen. Der größeren Vorsicht halber werden auch die Aßagais in den Rauch gehalten, denn auch sie werden dadurch für den Gegner unsichtbar, sodaß man sie ihm anstandslos durch den Leib rennen kann.

All' diese Zeremonien haben einen bloß vorbereitenden Zweck. Kommt der Krieg wirklich zum Ausbruch, so eilt die ganze waffenfähige Mannschaft dem Königs kraale zu und umgibt ihn in weitem Umkreis. Der Injanga ergreift einen kolossalen Flaschenkürbis, füllt ihn mit abgekochten Medizinen, nimmt den Schweif eines Gnu, oder in Ermangelung eines solchen einen Ochsenenschweif und besprengt die ganze Armee mit dem Heilwasser. Nach dieser Zeremonie darf kein Krieger mehr bei seiner Frau wohnen, denn das würde ihm die Augen trüben, und er zöge im Kampfe sicher den kürzeren. Von großem Vorteile ist auch, wenn die Soldaten etwas von großen Raubtieren erhaschen können. Ist einer z. B. das Herz eines Löwen, oder trinkt er vom Blute eines Tigers, so gewinnt er ganz unglaublich an Kraft, Geléufigkeit und Mut, indem die Eigenschaften jener Tiere ganz auf ihn übergehen.

Nach dem Injanga tritt auch der Häuptling auf den Plan. Er hält eine zündende Ansprache an seine Leute